



Echo der Arbeit

HÜTTENWERK OBERHAUSEN AKTIENGESELLSCHAFT

Im Land zwischen Rhein und Ruhr, wo der mechanische Rhythmus tausender Maschinen über jeden organischen Lebensrhythmus zu dominieren scheint, wo Tag und Nacht sich die Förderräder der Zechen drehen, Tag und Nacht die Feuer der Hochöfen aufflammen und rotglühende Funkenregen die Geburt des Stahls verkünden, war die Funkreporterin Greta Hennemann mit ihrem Mikrofon unterwegs, um die Menschen zu fragen: „Was tun Sie in Ihrer Freizeit oder wie stellen Sie sich Ihr Dasein vor, wenn Sie eines Tages mehr Freizeit haben sollten?“ Unsere Hüttenwerker, denen sie ihr Mikrofon vorhielt, wußten samt und sonders darauf eine positive Antwort. Nicht ein einziger, der verlegen die Achseln zuckte; übereinstimmend vertraten sie die Ansicht, daß ein Mehr an Freizeit einem Mehr an Überstunden vorzuziehen sei. Selbstverständlich waren unsere Martinwerker, die ja seit Einführung der 42-Stunden-Woche erst richtig wissen, was Freizeit ist, die kompetentesten Gesprächspartner der Reporterin. Auf unserem Titelbild sehen wir Frau Hennemann (rechts) in der Diskussion mit Karl Plewka (links) und Willi Schwarz (Mitte). Kollege Plewka war es, der den Hörern an den Lautsprechern erzählte, daß er bis zur Einführung der 42stündigen Arbeitszeit jahrzehntelang keinen richtigen Sonntag gekannt hat und froh ist über die Neuregelung, die ihm nicht nur Freizeit beschert, sondern vor allem die Muße, zu sich selbst zu kommen. In ähnlichem Sinne antwortete Willi Schwarz. Er kann sich einfach nicht vorstellen, daß es Menschen gibt, die mit ihrer Freizeit nichts anzufangen wissen. Für ihn ist die freie Zeit immer noch zu kurz, um seinen großen und kleinen Liebhabereien nachkommen zu können. Daß er seit über 30 Jahren im Gesangsverein „Heideblümchen Osterfeld“ dem deutschen Lied die Treue hält, verriet er den Rundfunkhörern nur so nebenbei. — Einen Bildbericht über den am 13. Februar, 20 Uhr, im Mittelwellenprogramm des Westdeutschen Rundfunks gesendeten Hörbericht bringen wir auf Seite 36 dieser Ausgabe.

JAHRGANG 8 8. MÄRZ 1957

3

Wenn wir mehr Zeit hätten

*

„NO 3, bitte melden...“

*

Verhalten Sie sich richtig?

*

Parole 1957: Keinen Unfalltoten!

*

Wie kann man Lohnsteuer sparen?

*

Die Freiheit — eine Tochter der Liebe

*

Der Leser hat das Wort

*

Bildlich gesehen

ECHO DER ARBEIT

Herausgeber: Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft. Verantwortlich: Direktor Karl Strohmer. Redaktion: Karl-Heinz Sauerland und Manfred Okroy, Oberhausen (Rheinland), Werksgasthaus. ECHO DER ARBEIT ist eine zweimal monatlich erscheinende Zeitschrift für die Mitarbeiter der Hüttenwerk Oberhausen AG. Auflage: 17000 Exemplare. Herstellung: VVA - DRUCK, Vereinigte Verlagsanstalten, Oberhausen (Rhld.). Klischees: Vignold, Essen.

Was hier stört, ist die Gleichgültigkeit

In Wuppertal sind kürzlich drei Kinder verbrannt. Als ihre Eltern weg waren, brach in dem hölzernen Behelfsheim das tödliche Feuer aus. An der Lage der Kinderleichen wurde rekonstruiert, daß der fünfjährige Älteste versucht haben muß, seine kleineren Geschwister aus dem Bett zu holen, aber die Tür war verschlossen und das Fenster unerreichbar. Die Nachbarn — so heißt es in der offiziellen Meldung — sahen die Flammen und alarmierten die Feuerwehr. Als die Feuerwehr ankam, war das Holzhaus bereits niedergebrannt.

Halten wir uns einmal vor Augen, was eine große deutsche Zeitung dazu meint. Man muß sich das wohl so vorstellen, schreibt das betreffende Blatt: Die Nachbarn sahen die Flammen, einer ging ans Telefon, und dann wartete man in aller Ruhe auf die Männer, die ja von Berufs wegen zu einschlägigen Hilfeleistungen verpflichtet sind. Es ist keine Rede davon, daß in der Zwischenzeit irgend jemand den Versuch gemacht hätte, in das Haus vorzudringen.

Ist es vorstellbar, fragt die Zeitung, daß in der Nachbarschaft dieses Hauses irgend jemand zusah, der nicht von den drei kleinen Kindern wußte? Und ist es gar vorstellbar, daß irgendeiner der Nachbarn den unglücklichen Eltern gegenüber vorwurfsvoll feststellen wird: Wie konnten sie nur die Kinder allein lassen? „Wir hatten so wenig Kontakt mit den Leuten“, soll ein Nachbar nach der Tragödie gesagt haben. — Und das ist ja wohl — kommentiert die Zeitung — auch das Wort der Psychologen, sie sprechen von Kontaktarmut. Und sie meinen damit die seelische Bindungslosigkeit der Menschen von heute...

In der Tat, die Zeitung sieht die Dinge richtig. Es ist ein wenig erfreuliches Charakteristikum unserer Zeit, daß wir füreinander so wenig einstehen. Die Einsamkeit des einzelnen wirkt heute oft erdrückend. Wohl stehen Millionen Schulter an Schulter, dichtgedrängt an ihrem Tagewerk, aber es ist nur eine äußere Nähe, fern und fremd bleiben sich meistens die Herzen; die Blicke gehen einander vorbei. — Was hier stört, ist die Gleichgültigkeit.

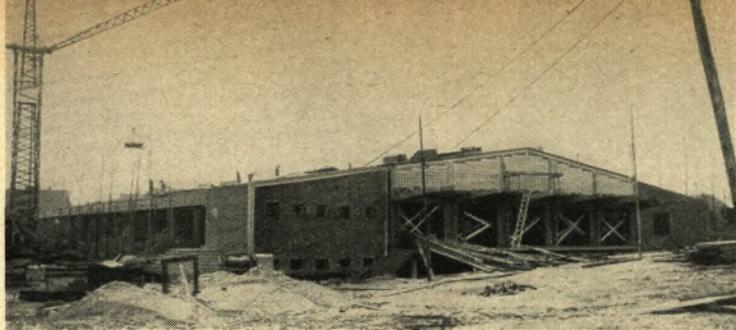
Das ist nicht nur in unserem täglichen Arbeitsleben so. Das gilt auch für unseren häuslichen Wirkungskreis. Noch unsere Eltern und Großeltern konnten sich gegenüber ihren Mitmenschen einer Herzlichkeit rühmen, die nicht zuletzt darin ihren Ausdruck fand, daß man dem Nachbarn behilflich zur Seite stand, wenn es einmal notwendig wurde. Aber was interessiert es uns schon, ob Frau X krank ist, ob die sich deshalb allein überlassenen Kinder versorgt sind? Was kümmert uns das? Soll sich Frau X doch nach einer Pflegerin umsehen; das Werk oder irgendeine öffentliche Fürsorgeeinrichtung wird sich der Sache schon annehmen. Mit Verlaub: die ältere Generation dachte und handelte da noch anders, damals war Nachbarschaftshilfe noch Ehrensache. Heute überläßt man das lieber denjenigen Personen, die dazu da sind — von Amts wegen, von Berufs wegen. Um nicht wieder auf das extreme Beispiel von dem brennenden Haus und der Feuerwehr zurückzublenden.

Aber die Wurzeln für solcherart Teilnahmslosigkeit — um nicht zu sagen: Gefühlsleere — liegen nicht etwa allein in der Bequemlichkeit; vielmehr sind die Ursachen nicht zuletzt im Stumpfsinn unserer Denkweise zu suchen, in unserer an „Wurschichtigkeit“ grenzenden Gelassenheit. Ja, wir wissen zu wenig voneinander. Wir bewegen uns, als ob wir ganz allein auf der Welt wären. Erst wenn es uns selbst schlecht geht, dann wundern wir uns, daß sich niemand um uns kümmert, daß niemand unseren Sorgen und Betrübissen Verständnis entgegenbringt, daß es niemandem auffällt, daß uns die Krankheit im Gesicht steht, daß niemand fragt, ob wir Kummer haben, daß niemand bemerkt, daß uns heute die Arbeit schwerfällt. Dann wird es plötzlich leer in uns, und wir möchten an der Menschheit verzweifeln und behaupten, daß keine Liebe mehr unter den Menschen sei. Doch wie können wir Verstehen erwarten, wenn wir selbst dem Mitmenschen, dem Arbeitskameraden, kein Verständnis entgegenbringen? Warum denkt überhaupt keiner daran, daß auch alle anderen arbeiten und ihre Sorgen haben? Warum wissen wir eigentlich voneinander so wenig? — Weil wir uns gar nicht die Mühe machen, über den anderen etwas zu wissen.

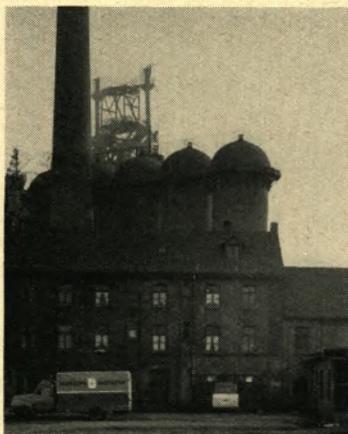
Dieses Wissen umeinander und füreinander aber wird die Achtung voreinander verstärken. Doch wie kommen wir heraus aus dem Dilemma unserer Einsamkeit? Gibt es dafür Rezepte? Nein, nur keine Rezepte. Man kann eine gute Atmosphäre nicht zubereiten wie eine Suppe nach dem Kochbuch. Das eigene Herz gehört vor allem zuerst einmal dazu. Sich selbst muß man geben, bevor man von anderen etwas verlangen kann. Der Weg zur Gemeinschaft führt immer über uns selbst. Wer es nicht aus innerem Antrieb dazu bringt, seiner Gleichgültigkeit entgegenzuwirken, der sollte es aus Eigennutz tun, denn jede Stunde können die Sorgen des anderen die eigenen sein. Vom Kopfschmerz bis zum verunglückten Kind — die Belastung des Nebenmannes kann drückend und hemmend sein, wenn er fähig, nervös oder gereizt bei der Arbeit ist. — Wenn wir es fertigbringen, weniger gleichgültig zu sein, dann werden wir auch jene Kontaktarmut überwinden, von der die Psychologen als von einem Symptom unserer Zeit sprechen.

Es gilt, Schranken niederzureißen. Und es gilt, dafür Verbindungen zu schaffen, menschliche Brücken von einem zum andern. Dann wird auch die seelische Bindungslosigkeit des Menschen von heute nicht mehr länger Spiegel unserer Zeit sein. Doch nichts wäre verkehrter, als sich auf „schlechte Erfahrungen“ zu berufen und „die Hände davon zu lassen“. Das Menschliche ist wichtig, dann werden wir uns nicht damit zu entschuldigen brauchen „Wir hatten so wenig Kontakt“, wenn einmal das Haus unseres Nachbarn brennen sollte.

Schnappschüsse



Nach den modernsten verkaufstechnischen und hygienischen Gesichtspunkten bauten die Verkaufsanstalten an der Vestischen Straße in Sterkrade ein neues Verwaltungsgebäude mit Zentrallagerhalle. In diesen Tagen wurde das Richtfest gefeiert (oben). Der Neubau schafft Platz für das alte Lager und die alte Hauptverwaltung an der Essener Straße (rechts), die dem neuen Hochofen weichen müssen. Trotz schwieriger Bauarbeiten konnten die vom Hüttenwerk gesetzten Termine für die Fertigstellung der Zentrallagerhalle bisher eingehalten werden. Die Verkaufsanstalten beliefern augenblicklich 24 Verkaufsstellen. Davon befindet sich eine in Bottrop und eine in Walsum. Alle übrigen Verkaufsstellen liegen in Oberhausen.



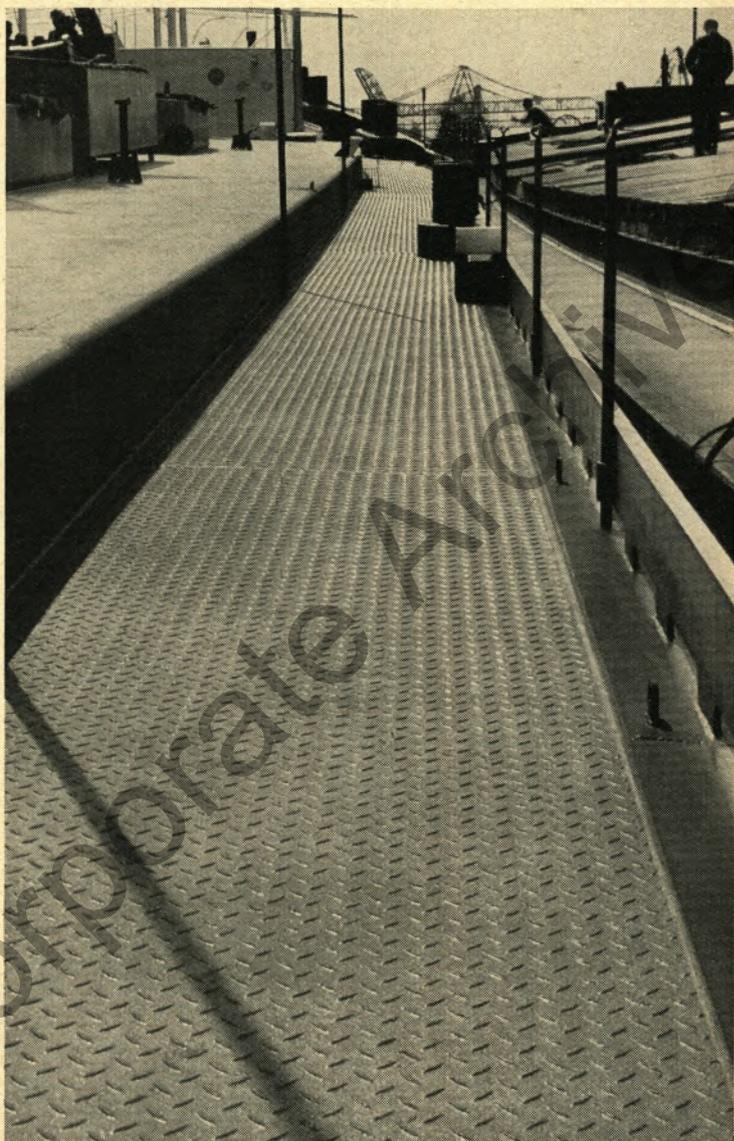
Wieder konnte einer unserer Pensionäre seinen 90. Geburtstag feiern. Es ist Josef Moschner, wohnhaft in Essen-Frintrop, Lirichblick 54. Josef Moschner, der 26 Jahre lang im Radsatzwerk beschäftigt war, beging am 5. Februar das seltene Fest in außergewöhnlicher körperlicher und geistiger Frische.



In einigen Monaten soll die automatische Möllierung für den Ofen 5, den sogenannten Versuchsofen, fertiggestellt sein. Die Ausschachtungsarbeiten für den Zubringer — unser Bild — waren wegen der schlechten Bodenverhältnisse sehr schwierig. Die nach ihrer Fertigstellung vollautomatische Möllierung wird bisher noch — wie bei den Hochöfen vor 50 Jahren — in Handarbeit betrieben.



An der Ecke Essener Straße/Osterfelder Straße, unmittelbar neben der Überführung über die Essener Straße, wird von der Abteilung Verkehr augenblicklich ein neues Stellwerk gebaut. Das Stellwerk dient als Ersatz für den alten Posten EO I — im Hintergrund erkennbar —, der inzwischen so lange steht, daß er den Anforderungen nicht mehr genügt. Mit der endgültigen Fertigstellung des Stellwerks wird in etwa einem Vierteljahr gerechnet. Unser Bild zeigt links im Hintergrund einen Teil des Hochofenbetriebs auf EO I.



Tränenbleche aus Oberhausen bewähren sich auch im Schiffbau bestens. So gehört die aus HOAG-Stahl gebaute „Esso-Karlsruhe“ — mit ihren Schwesterschiffen „Esso-Koblenz“ und „Esso-Bingen“ — heute zu den größten Tankern auf dem Rhein. Alle drei Schiffe wurden auf der GHH-Werft in Walsum gebaut. Die „Esso-Karlsruhe“ hat bei einer Länge von 86,26 Meter und einer Breite von 11 Meter einen Tiefgang von 2,60 Meter. In zwölf Ladetanks übernimmt sie rund zwei Millionen Liter Ladegut. Zwei mit einem Dieselmotor gekoppelte Pumpen bewältigen den Lösch- und Ladevorgang in etwa fünf Stunden. Neben sämtlichen übrigen Schiffsblechen, die zum Bau dieses Tankers benötigt und vom Hüttenwerk Oberhausen geliefert wurden, stammen auch die auf unserem Bild gut sichtbaren Deck-Tränenbleche aus unserem Oberhausener Werk.

Mit dem dreiaktigen Schwank vom „Keuschen Lebemann“ brachte die Bühnengruppe des Hüttenwerkes wieder eine erfolgreiche Aufführung hinter sich. Im vollbesetzten Werksgasthausaal kargten die Zuschauer nicht mit Beifall für die gut eingespielte Laienspielgruppe. Die Geschichte des Stückes bot auch alle Möglichkeiten für eine Aufführung, in der sämtliche Beteiligten mit voller Stimmung mitgehen konnten. Schallendes Gelächter im Zuschauersaal zeigte ihnen, daß sie den richtigen Ton getroffen hatten. Heinzdieter Jacoby (unser Bild), im Betriebsbüro des Elektrischen Betriebs Blechwalzwerk beschäftigt und zugleich Vorsitzender der Bühnengruppe, spielte den braven Spieß, der gegen seinen Willen zum frauenmordenen Lebemann gestempelt wird, mit sehr viel Liebe.





▲ Rüdiger Klüwe, Vorwalzer an der Drahtstraße, plauderte ins Mikrofon, daß er wohl wisse, was er mit der Freizeit anfangen solle. Er erzählte von seinem Garten, den Blumen und der Hecke, die gepflegt werden will. — So ganz ungekünstelt gab er sich.

es nicht so, daß wir leben um zu arbeiten, und nicht, wie es sein sollte: arbeiten um zu leben?

„Was tun Sie in Ihrer Freizeit und was würden Sie tun, wenn Sie mehr Zeit hätten?“ Kann man sich vorstellen, daß es Leute gibt, die auf diese präzise vorgelegte Frage der Reporterin keine Antwort wußten? Werden also die Menschen, die demnächst nur noch 45, 42 oder gar 40 Stunden in der Woche arbeiten, nicht zu überlegen beginnen, ob sie nicht an Stelle von mehr Zeit mehr Geld haben möchten — mehr Komfort, ein stärkeres Motorrad, einen größeren Kühlschrank? Wird sich nicht manch einer dann nach mehr Arbeit, nach Überstunden oder gar nach einem „zweiten Job“ umsehen? — Nein, die Mehrzahl der Befragten will mehr Zeit als mehr Geld haben; vorausgesetzt, daß die notwendigen Lebensbedürfnisse gedeckt sind. Vor allem waren es unsere Hüttenwerker, die im Gespräch mit der Reporterin sich schlicht und einfach für „mehr Zeit“ entschieden, die aber auch klipp und klar wußten, was sie mit ihrer Freizeit anfangen werden. Mehr Freizeit bedeutet für den Arbeiter nicht mehr Fortsetzungsromane aus Illustrierten, mehr Kino, mehr zivilisatorischer Leerlauf aller Schattierungen; mehr Freizeit bedeutet für ihn die Fähigkeit zu sich selbst zu kommen, aus der lauten Zeit des Arbeitstages in die stille Zeit des Feierabends und des echten Sonntags hinüberzuwechseln.

Dabei mag es Zufall sein, daß unter den Befragten die schwerschaffenden Bergleute und Eisenhüttenarbeiter zu einem hohen Prozentsatz wußten, was sie in ihrer freien Zeit machen wollen, und sich zwischen „mehr Geld verdienen oder mehr Freizeit“ durchweg für „mehr Freizeit“ aussprachen. Es mag demgegenüber auch Zufall sein, daß die Leute mit weißem Kragen, die Angestellten der verschiedensten Kategorien, weitaus mehr der fatalen Resignation verfielen, daß man eben doch nie mehr Zeit haben würde, und durchaus bereit waren, im Interesse des Lebensstandards und auf Kosten der Freizeit mehr zu arbeiten.

Wenn wir mehr Zeit hätten

Hüttenwerker äußerten sich vor dem Mikrofon des Westdeutschen Rundfunks

„Wenn wir mehr Zeit hätten...“, so hieß eine Sendung, die im Mittelwellenprogramm des WDR kürzlich einiges Aufsehen erregte. Wie Diogenes mit der Laterne Menschen suchte, so forschte Funkreporterin Greta Hennemann mit ihrem Mikrofon nach Menschen; nach Menschen, die wie alle arbeiten und im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot verdienen und die dennoch nicht das Kostbarste verloren, was Menschen verlieren können: Zeit, sinnvoll gestaltete Zeit. Hier zwischen Rhein und Ruhr, in einem der größten Industriegebiete

der Erde, suchte Greta Hennemann, die auch das Manuskript zu der Sendung schrieb, nach Herren über die Zeit. Gewiß ist die Zeitnot nicht nur ein deutsches Problem, sie ist zum Problem aller Industriestaaten geworden, aber unsere Zeitnot — so wurde in der Sendung betont — trägt spezifisch deutsche Züge: eine Mischung von übertriebenem Arbeitsethos, Unrast, Strebertum, die innere Bereitschaft zu sogenanntem „pausenlosen Einsatz“. Verblaßt nicht alle großartige deutsche Tüchtigkeit vor unserem ewigen Keine-Zeit-Haben? Ist



▲ Das ist Karl-Heinz Schwab, ihn verwickelte Greta Hennemann auf der Bühne des Martinwerks II in ein Rundfunkgespräch. Er besitzt die „Mittlere Reife“ und würde, wie er auf die Frage nach dem Ausfüllen der Freizeit antwortete, gerne das Abitur nachmachen. Wie vieles ist ihm das nicht zuletzt eine Frage der Zeit.

Willi Schleip, Rollgangfahrer im Blechwalzwerk, ist unseren Lesern als Autor verschiedener in der WZ erschienener Artikel bekannt. Vor seinem Bücherschrank wurde er interviewt. Dabei gab er der Hoffnung Ausdruck: „Man muß dem Menschen die Chance geben, mehr Freizeit und mehr Freiheit zu haben.“



▲ „Ich möchte gerne mehr von der Welt wissen, möchte den Dingen des Seins auf den Grund gehen, möchte mich weiterbilden...“ war die Antwort von Günter Rimkus, Schmelzer im Martinwerk I. Sein Steckenpferd aber ist die Malerei, nicht zuletzt die moderne Malerei, von der er der Rundfunk-Reporterin hier erzählt.

Georg Major, der hier am Radio seine eigene Stimme hört, ist Angehöriger des Elektrischen Betriebes Stahl- und Walzwerke. Als begeisterter Amateur-Fotograf und Bücherfreund kennt er kein Zuviel an Freizeit. „Jawohl, Zeit müßte man haben, viel mehr freie Zeit, dann käme auch das Hobby nicht zu kurz...“



Über 81,05 Megahertz:

„NO 3 bitte melden ...“

Bereits 1950 richtete die Abteilung Verkehr bei fünf Rangierlokomotiven einen Ultrakurzwellen-Funk ein. Die Anlage sollte eine schnellere, mühe-losere und genauere Nachrichtenübermittlung an die Lokführer ermöglichen. Als feste Sendestation wurde das Stellwerk Frintrop eingerichtet. Von hier gingen die Anweisungen über UKW-Funk an die Loks im Bereich des Stahlwerks hinaus. Was damals noch ein Versuch war, hat sich bis heute glänzend bewährt. Im vorigen Jahr wurde die gesamte Anlage von Grund auf erneuert und verbessert. Welcher Art sind die Verbesserungen?

Die gesamte Anlage wurde durch neue Telefunken-Geräte ersetzt. An Stelle der früheren zwei Gegensprechfrequenzen erhielten wir hierbei eine Wechselsprechfrequenz von 81,05 MHz. Für den Laien verständlich heißt das: wenn bei der früheren Anlage das Funkgerät einmal eingestellt war, konnten sich beide Gesprächspartner wie an einem Telefon unterhalten. Niemand brauchte mehr umzuschalten, beide konnten sogar gleichzeitig sprechen. Sämtliche Gespräche mußten dabei auch auf den übrigen vier Funkloks mitangehört werden. Die Gefahr bestand dabei, daß die nicht am Gespräch beteiligten Lokführer bei angestrenzter Rangiertätigkeit leicht verwirrt werden konnten. Das bequeme Sprechen wie am Telefon verführte zudem eher zu längeren Gesprächen, wo knappe Anweisungen mehr am Platze gewesen wären. Hierin lag gewiß ein Nachteil der Gegensprechfrequenzen.

Aber Frequenzen sind knapp. Im vorigen Jahr erhielten wir nur eine. Das war die sogenannte Wechselsprechfrequenz. Dabei mußte eine scheinbare Unbequemlichkeit in Kauf genommen werden: nur jeweils ein Gesprächspartner kann sprechen. Will der andere antworten, muß er erst einen Knopf an seinem Gerät drücken und umschalten. Dieses Umschaltesystem ist dennoch von Vorteil: die Anweisungen werden kürzer, genauer; man beschränkt sich darauf, das wesentliche zu sagen. Wer als der jeweils Hörende erst wieder auf den Knopf drücken muß, um antworten zu können, ist



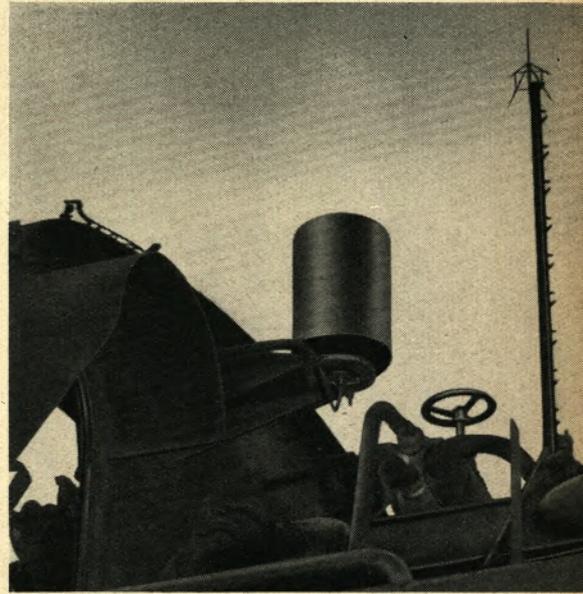
Der Betrieb im Stahl- und Walzwerk „hängt“ am Stellwerk Frintrop. Hier gehen die Anrufe aus dem Betrieb ein: eine Lok wird angefordert. Über UKW wird sie von hier aus schnell angerufen und an ihren Bestimmungsort gewiesen. Rechts neben dem Stellwerk der hohe Sendemast der Ultrakurzwellen-Funkanlage.



„NO 3 bitte melden ...“ Ruhig spricht Friedrich Feldkamp, Aufsichtsbeamter im Stellwerk Frintrop, ins Mikrofon. NO 3 ist eine der Funkloks.



Vorn die Selektivruf-Anlage, mit der jede Lok einzeln angerufen werden kann. Der Lautsprecher der gewünschten Lok öffnet sich dabei automatisch.



Für den Laien nicht als Funklok zu erkennen: nur die runde Trommelantenne verrät die UKW-Anlage im Innern. Hinten rechts der Sendemast.

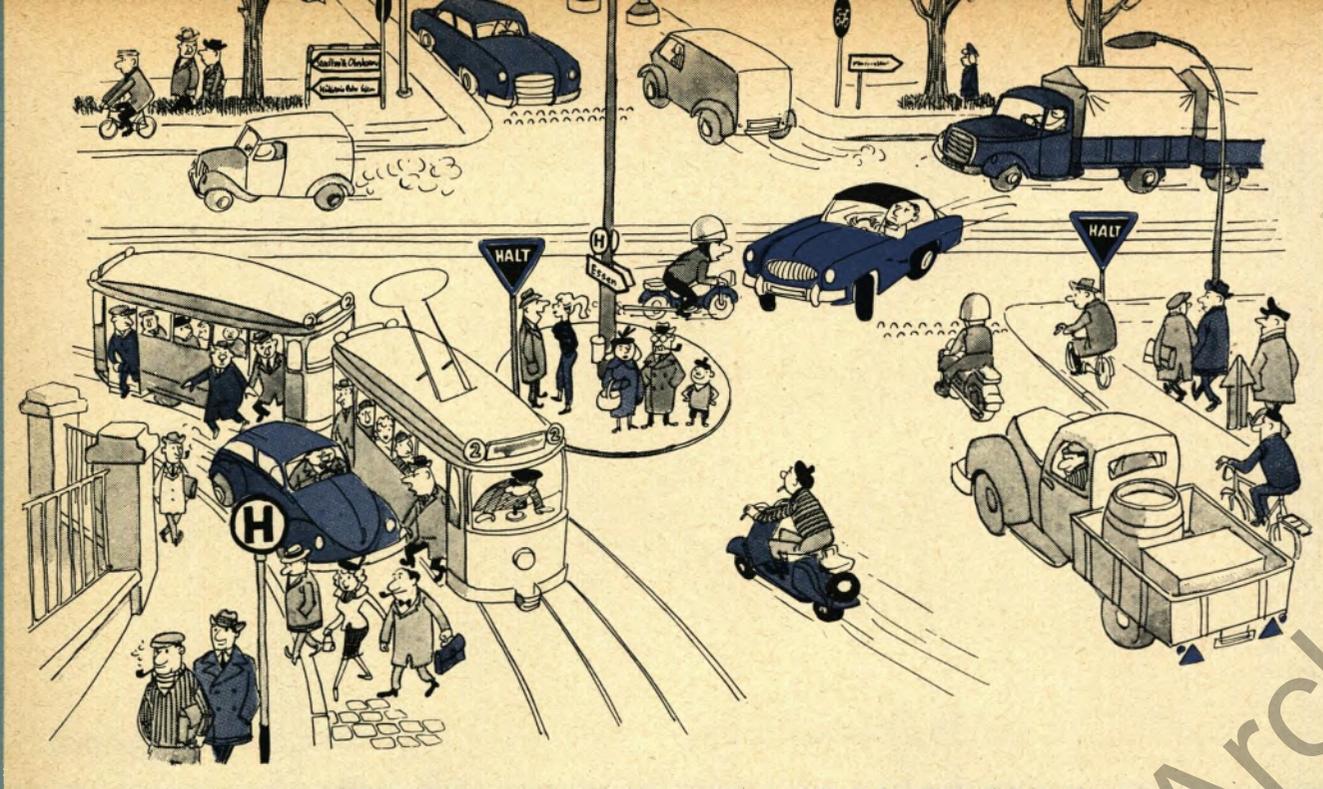
nicht zu langen Gesprächen aufgelegt. Das erhöht die Klarheit in den Anweisungen und die Sicherheit der Führer auf den anderen Funkloks.

Als zweite Neuerung wurde in die „Sendestation“ im Stellwerk Frintrop ein Zusatzgerät eingebaut, eine sogenannte Selektivruf-Anlage. Mit diesem Rufwähler kann der Aufsichtsbeamte jede Lok einzeln anrufen. Der Nachteil, daß die Führer aller Funkloks sämtliche Funkgespräche durcheinander mithören müssen, fällt weg. Natürlich ist auch Sammelruf möglich, der sich besonders bei Nacht und Nebel bewährt, wo jeder Lokführer gern wissen will, wo sich der andere gerade befindet.

Zudem war es aber früher oft so, daß die Funkloks den Anruf des Stellwerks dann nicht hörten, wenn sie zufällig ihren Lautsprecher geschlossen hielten. Erst wenn sie sich selbst an das Stellwerk wandten — der Lautsprecher in der Lok ist gleichzeitig Mikrofon — war die Verständigung möglich. Drückt man jedoch bei dem neuen Rufwähler auf einen bestimmten Knopf, öffnet sich automatisch der Lautsprecher in der betreffenden Lok.

„Hier NO 3.“ Funklokfürer Alfons Hagedorn meldet sich. Das Horn über seinem Führerstand ist zugleich Lautsprecher und Mikrofon.

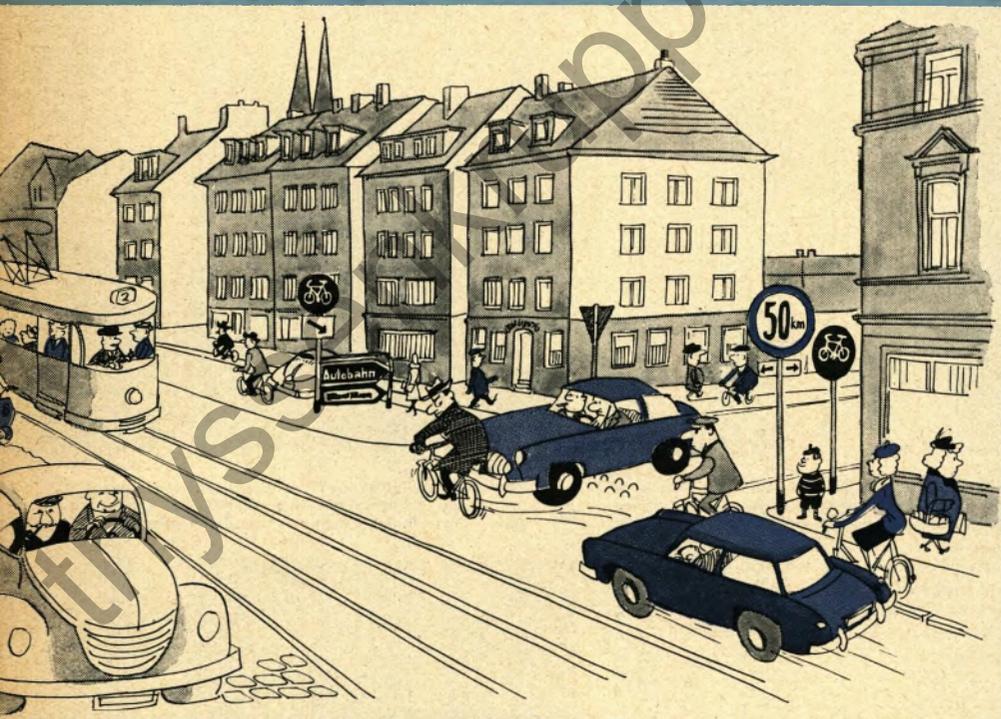




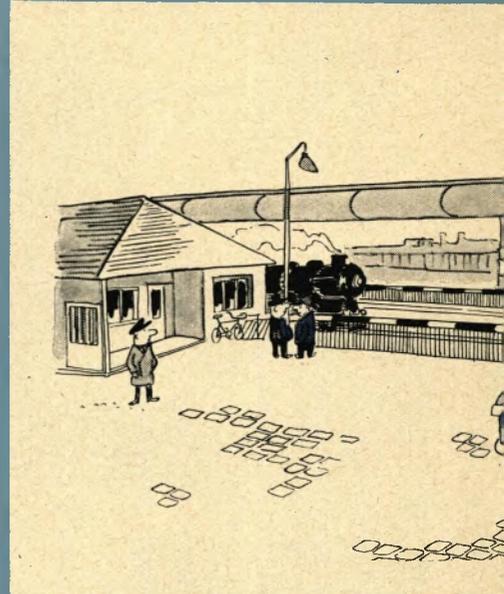
◀ Die Kreuzung am Werk-
gasthaus gehört zu den
größten Gefahrenpunkten.
Wenn Sie deshalb nach Feier-
abend mit Ihrem Moped von
Werk her kommen, wissen Sie
doch, daß Sie auf der Essener
Straße vor der Kreuzung ein-
halten müssen? Und morgen
beim Aussteigen aus der Bahn
Augen auf! Es gibt immer noch
verrückte Autofahrer, für die
aussteigende Fahrgäste an der
Haltestelle Luft sind. Auch der
Autofahrer, der von der Vorfahr-
straße in die Essener Straße ein-
biegen will, wird bald ein Pro-
tokoll am Hals haben — wenn er
nicht vorher gebrochen hat.

VERHALTEN SIE SICH RICHTIG?

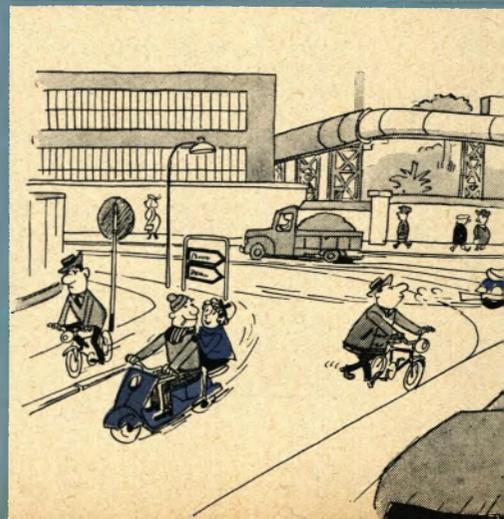
Der Wagen, der in der Tannenbergsstraße auf die Einfahrt in die Mülheimer Straße wartet, hält doch zu weit vorn? Versperrt Ihnen einfach die Durchfahrt! Pochen Sie ruhig auf Ihr Recht, wenn Sie mit dem Fahrrad vom Brücktor kommen. Ob das aber was nützt, wenn Sie nach dem Aufprall gegen das Auto mit zerbrochenen Knochen ins Krankenhaus geschafft werden, ist eine andere Frage. Mit ein wenig Einsicht kommen Sie wahrscheinlich eher — und heil — ans Ziel. Der Autofahrer ist ja gezwungen, über die Markierungsknöpfe hinwegzufahren, um wegen der weit vorspringenden Hausecke überhaupt einen Einblick in die Mülheimer Straße zu bekommen. Übrigens läuft der Radweg hinter dem Parkstreifen vorbei. Was meinen Sie, was passiert, wenn Sie in voller Fahrt mit Ihrem Rad herankommen, und der parkende VW setzt plötzlich zurück? Wetten, daß Sie dabei bestimmt den kürzeren ziehen werden?

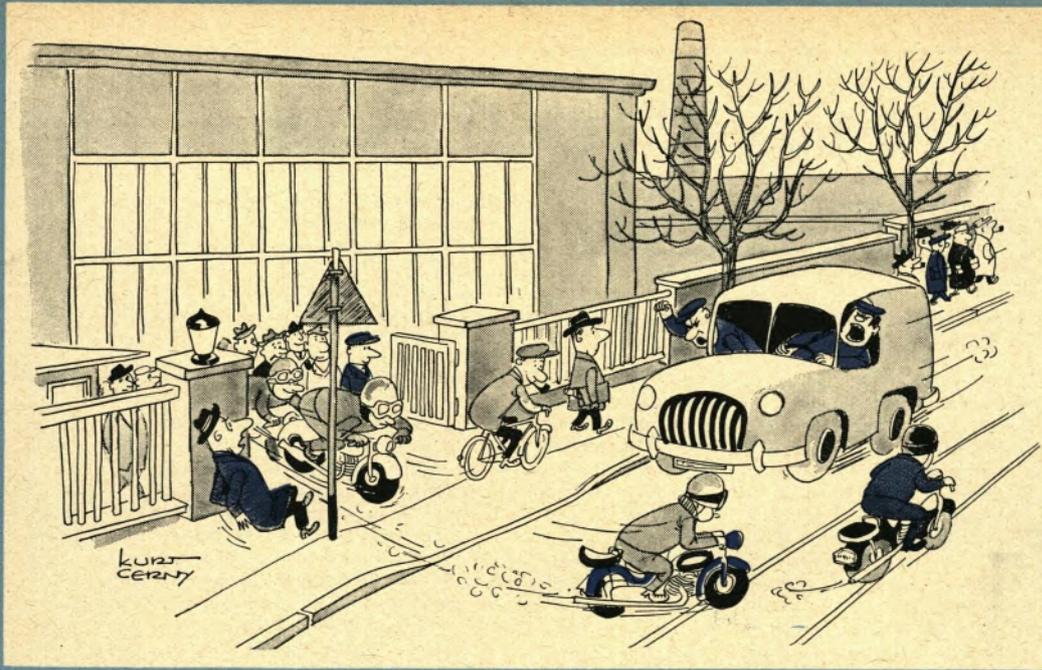


▶ Von den Wegeunfällen des letzten Jahres wurden allein 20 von motorradfahrenden Kollegen verursacht. Wenn der „schneidige“ Kradfahrer, der aus der Osterfelder Straße nach links in die Essener Straße einbiegt, damals nicht den 21. Unfall „baute“, hat er das bestimmt mehr seinem Glück als seinem Verstand zuzuschreiben. Der Radfahrer auf dem rechten Fahrradweg, der nach Osterfeld will, streckt vorschriftsmäßig seinen Arm aus, aber halt! — bis die Straße von beiden Seiten frei ist. Viele Unfälle entstehen immer wieder durch Nichtbeachtung der Vorfahrt.



▲ Über die geschlossene Schranke beim Tor 8 an der... in letzter Minute mit Ihrem Moped oder Kleinwagen... Entschuldigung für falsches Halten. Sie meinen, Sie darf nämlich nicht unmittelbar davor, sondern muß in H... vor der Schranke. Bei Dunkelheit muß außerdem abg...

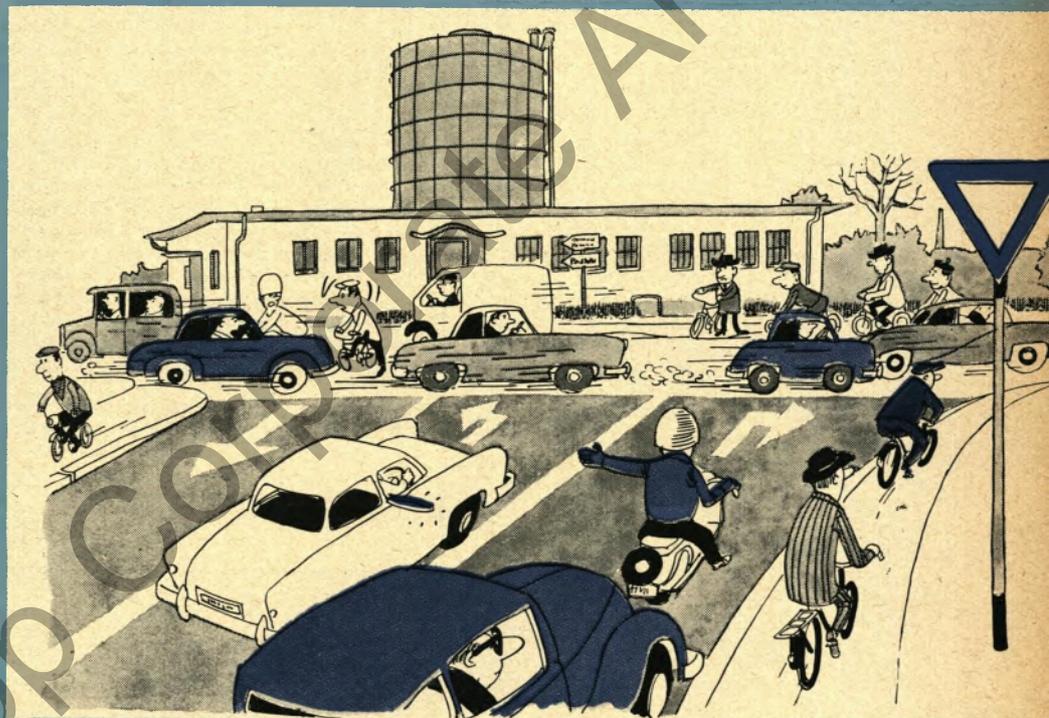




Das ist unverkennbar die Ausfahrt am Bleichwalzwerk gegenüber dem Werksgasthaus. Eilig haben's die Kollegen! Natürlich, sie haben sich ihren Feiertag verdient und sind rechtschaffen hungrig, aber ob ihnen das Essen nicht genauso gut schmeckt, wenn sie drei Minuten später nach Hause kommen? Stellen Sie sich vor, der zu Recht schimpfende Lastwagenfahrer hätte nicht im letzten Augenblick abgebremst! Der Radfahrer, der gerade aus dem Tor biegt, denkt wohl: „Lieber drei Minuten später das gewohnte Essen zu Hause, als sechs Wochen Krankenhauskost“ — wenn er nur nicht auf der falschen Seite führe!

Und was geschieht hier, wo zwischen Stadion und Bootshaus die Straße aus Buschhausen in die Sterkrader Straße einmündet? Hier wird der zügige Verkehr aufgehalten. Wer links abbiegen will, sollte nicht an der rechten Seite kleben bleiben. Andererseits hätte sich der helle Wagen längst rechts einordnen müssen. Dann ginge es anschließend flüssiger und schneller. Radfahrer, die hier nach Buschhausen einbiegen wollen, müssen besonders vorsichtig sein. Es hat keinen Zweck, mitten auf der schmalen Fahrbahn zu warten und den Gegenverkehr zu blockieren. Der Radfahrer, der im Hintergrund schön wartet, verliert zwar einige Minuten, riskiert aber nicht Kopf und Kragen. Eile mit Weile!

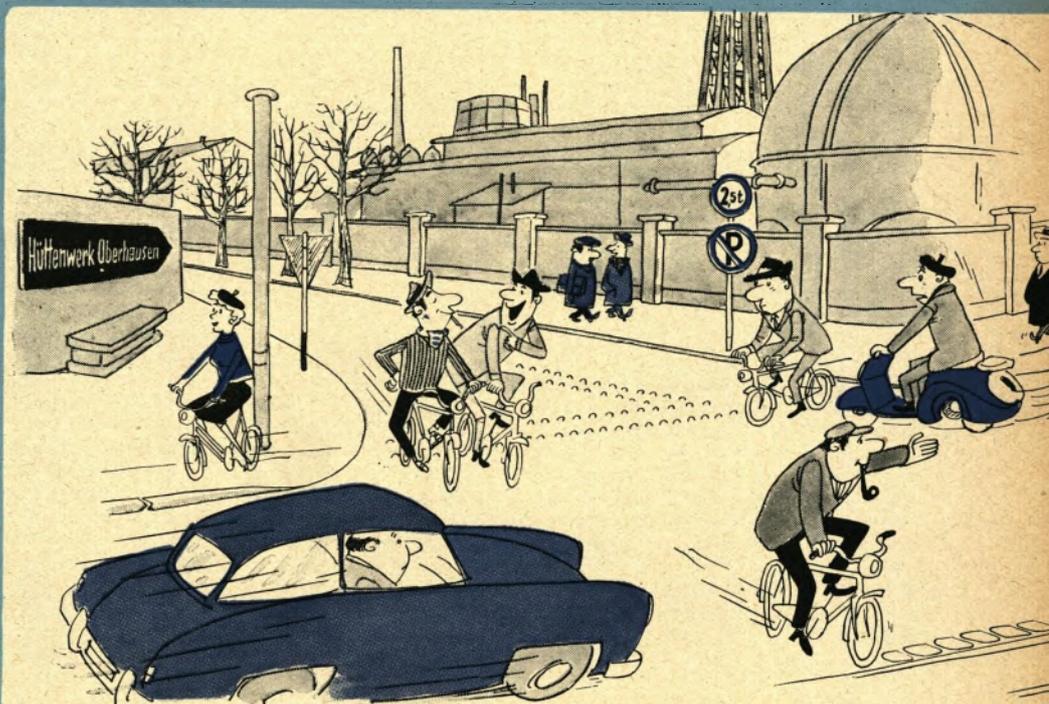
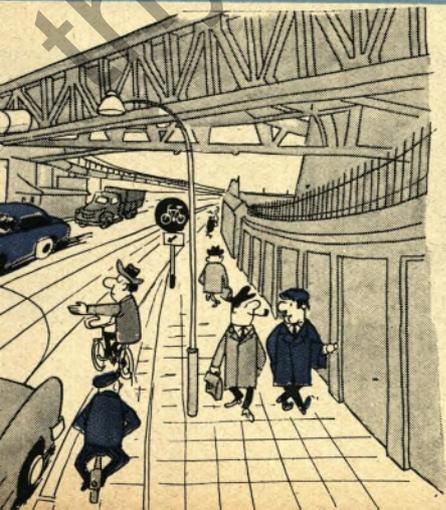
12645 Tote auf den Straßen der Bundesrepublik — das ist die schreckliche Bilanz der Verkehrsunfälle im vorigen Jahr! Rund 35 Väter, Mütter oder Kinder kehrten täglich nicht mehr zu ihren Familien zurück. Und täglich steigen die Unfallziffern noch! Bei der wachsenden Zahl der Motorroller, Motorräder und Mopeds gleicht der Verkehr auch auf unseren Oberhausener Straßen immer mehr einem Spiel mit dem Leben. Selbst in den unfallgefährlichen Betrieben ist es heute relativ sicherer als auf der Straße. Eine Stunde Arbeitsweg ist — das beweisen unsere Unfallzahlen — gefährlicher als acht Stunden Betrieb! Wo soll diese Entwicklung hinführen? An uns liegt es, die steigende Todeskurve zu stoppen. Aber kennen wir die im wahrsten Sinne des Wortes lebenswichtigen Verkehrsregeln? Die Zeichnungen auf diesen Seiten zeigen, wie man es auf der Straße nicht machen soll. Wir sollten daraus lernen. Oder wollen Sie der nächste sein, über den in der Zeitung in fünf Zeilen kurz berichtet wird: „Bei Verkehrsunfall tödlich verunglückt . . . ?“



Was haben sich die beiden Radfahrer, die da sorglos plaudernd das Stop-Schild an der Karl-Lueg-Straße überfahren, wohl Interessantes zu erzählen? Der Krankenhausarzt, der sie jetzt behandelt, hat sie nicht gefragt. Der Autofahrer, dem sie dreiviertel Sekunden nach dem Einbiegen gegen den Wagen prallten, hätte ihnen sagen können, was sie anscheinend nicht wissen: „In der Mülheimer Straße hat man Vorfahrt. Wer aus der Karl-Lueg-Straße kommt, muß hübsch warten, ebenso, wer hineinwill.“ Das gilt auch für so forsche Rollerfahrer, die — wie man sieht — nicht allzugern vor einem kleinen Pedaltreter bremsen.



haben Sie sich bestimmt schon geärgert, wenn Sie rollt kamen. Ihr Ärger ist verständlich — aber keine ich korrekt? Weit gefehlt! Bei geschlossener Schranke ankreuzes gehalten werden, das ist etwa fünf Meter werden. Handeln Sie stets nach dieser Vorschrift?



Parole für 1957: Keinen Unfalltoten!

Auf der schon zur Tradition gewordenen Arbeitstagung der Betriebsleiter und Unfallvertrauensmänner, zu der erstmalig in diesem Jahr auch die Meister — soweit sie dienstfrei waren — eingeladen wurden, sagte Arbeitsdirektor Strohmenger allen am Unfallschutz Beteiligten den Dank der Werksleitung. Mit besonderer Freude begrüßte er die Vertreter aus Gelsenkirchen, wo, wie er sagte, der Unfallschutz inzwischen auch zu einem „hobby“ geworden ist. Gelsenkirchen konnte im vorigen Jahr nach unserem Oberhausener Werk den zweiten Platz in der Unfallverhütung einnehmen. Daß dieses Ergebnis nur dank der Mitarbeit aller verantwortlichen Kräfte erreicht werden konnte, hob Direktor Strohmenger besonders hervor.

„Das Anerkennungsschreiben der Berufsgenossenschaft für unser Werk, das auch im letzten Jahr wieder an erster Stelle in der Unfallverhütung stand, ist schon beinahe zu einer stereotypen Mitteilung geworden“, fuhr Direktor Strohmenger fort. „Eine Unzahl von Kleinarbeit aber steht hinter diesem Erfolg.“ Keine größere Freude könne uns gemacht werden, so betonte er, als von anderen Werken geschlagen zu werden; denn das zeige, daß man unseren Bemühungen nacheifert. Arbeitsdirektor Strohmenger hob besonders die Mitarbeit jedes einzelnen, noch so kleinen Mannes im Betrieb hervor, ohne dessen Unterstützung das gute Ergebnis bei uns niemals erzielt worden wäre. Große Summen seien dem Werk durch den erhöhten Unfallschutz erspart geblieben. „Dennoch ist Unfallverhütung in erster, zweiter und dritter Linie ein menschliches Problem“, betonte Direktor Strohmenger. Seine Parole für das Jahr 1957: Keinen Unfalltoten!

In seinem Rückblick auf die geleistete Arbeit im vergangenen Jahr wies der Leiter der Abteilung Arbeitsschutz, Sicherheits-Ingenieur Powischill, darauf hin, daß auch 1956 nur 15 Prozent aller Unfälle im Betrieb durch technische Mängel entstanden sind. Die überwiegende Zahl der Unfälle, nämlich 85 Prozent, entstand durch menschliches Versagen. Wie er später in der Diskussion erklärte, sieht Sicherheits-Ingenieur Powischill jede menschliche Fehlleistung im weitesten Sinne, die zu einem Unfall führen könnte, als menschliches Versagen an. Wiederholt berichteten wir auch in der Werkzeitschrift über leichtsinniges Verhalten mancher Belegschaftsmitglieder, ohne das viele Unfälle hätten verhindert werden können. Sicherheits-Ingenieur Powischill nannte einige interessante Zahlen: die meisten Unfälle ereignen sich in den Vormittagsstunden von 10 bis 14 Uhr (30 Prozent); nachts von 0 bis 1 Uhr ist die Zeit mit der geringsten Unfallhäufigkeit. Interessanterweise ist im Werk nicht der „blaue“ Montag bekannt, vielmehr besteht an Sonntagen die relativ größte Unfallgefahr.

Im Mittelpunkt der Arbeitstagung stand das Referat von Regierungsdirektor Latten vom Bundesarbeitsministerium. Regierungsdirektor Latten sprach an Stelle des verhinderten Ministerialdirigenten Dipl.-Ing. Stephany über den Arbeitsschutz in menschlicher und wirtschaftlicher Sicht. Der Vortrag war für uns von besonderer Bedeutung, da Regierungsdirektor Latten auf eine Anzahl von Maßnahmen zur Unfallverhütung zu sprechen kam, wie sie in dieser Art im Hüttenwerk Oberhausen seit langem verwirklicht werden. Ange-

1:0 für Hüttenwerke Siegerland

Erst in der letzten Ausgabe, als wir das Anerkennungsschreiben der Berufsgenossenschaft veröffentlichten, schrieben wir: „... Es ist durchaus möglich, daß im nächsten oder übernächsten Jahr ein anderes Werk uns aus unserer Spitzenstellung verdrängt, denn auch anderswo werden in puncto Unfallverhütung erhebliche Anstrengungen gemacht. Und darauf kommt es ja an, wenn alle Werke sich in dem Bemühen konzentrieren, die uns hier von der Berufsgenossenschaft attestierten Zahlen zu erreichen und womöglich noch zu verbessern.“

Kaum gesagt, schon geschehen — wenigstens soweit es die Monatsbilanz betrifft; denn zum erstenmal seit langer Zeit stehen wir in der von der Berufsgenossenschaft herausgegebenen Monatsübersicht nicht mehr an erster Stelle. Im Januar wurden wir übertroffen von den Hüttenwerken Siegerland. Und das in einem Monat, in dem wir in Oberhausen mit insgesamt 33 Unfällen, was — bezogen auf 1000 Belegschaftsmitglieder — einer Unfallhäufigkeitsziffer von 2,7 entspricht, das bisherige Bestergebnis von April 1956 (35 Unfälle = 2,9 Unfälle auf 1000 Mann Belegschaft) unterboten. Im Hüttenwerk Siegerland wurden im Januar 2,6 Unfälle auf 1000 Versicherte registriert. Um $\frac{1}{10}$ müssen wir uns also geschlagen geben. Unser Werk Gelsenkirchen, das mit drei Unfällen (1,94 auf 1000 Belegschaftsangehörige) im September vergangenen Jahres den Oberhausener Rekord wesentlich unterbot, rangiert mit sechs Januar-Unfällen (gleich 3,7) diesmal an dritter Stelle unter insgesamt 65 Werken; hier ist gegenüber dem Ergebnis des gleichen Monats aus dem Vorjahr ein Rückgang der Betriebsunfälle um vierzehn Prozent zu verzeichnen.

Den Kollegen aus dem Siegerland gilt also unsere volle Anerkennung. Es erübrigt sich, zu betonen, daß wir ihnen diesen Erfolg von ganzem Herzen gönnen. Keineswegs aber sind wir neidisch, denn schließlich geht es um eine gemeinsame Sache. Ebenso liegt es uns fern, uns wegen unserer guten Zahlen in der Unfallverhütung dickzuzutun oder gar aufs hohe Roß zu setzen; wir freuen uns vielmehr über jedes andere Werk, das unsere Zahlen erreicht oder gar überflügelt. Das heißt nicht, daß wir von vornherein damit rechnen, eines Tages auf der Strecke zu bleiben, das bedeutet einzig und allein, daß uns alle Bemühungen anderer Werke willkommen sind, die darauf abzielen, uns aus unserer führenden Position zu verdrängen. Denn wenn sich somit zwischen den einzelnen Werken so etwas wie ein Wettbewerb um die niedrigsten Unfallziffern anbahnt, wird letzten Endes dadurch den Menschen in den Betrieben gedient. In diesem Sinne kommt es uns darauf an, andere Werke mitzureißen im Kampf gegen die Betriebsunfälle, denn daß es sich in vielen Fällen um einen höchst vermeidbaren Blutzoll handelt, beweisen unsere Oberhausener und Gelsenkirchener Zahlen. Deshalb erfüllt es uns mit besonderer Genugtuung, wenn wir heute von dem Januar-Erfolg der Hüttenwerke Siegerland berichten können. Die erste Runde in diesem 12-Runden-Fight wider den Unfallteufel ging also knapp an die Kollegen von der Sieg.

Nun soll damit aber nicht gesagt werden, daß wir eine „Oberliga in Unfallverhütung“ ins Leben rufen wollen, das „Blaue Band des Arbeitsschutzes“ anstreben oder gar einen „Oscar“ für den erfolgreichsten Sicherheits-Ingenieur begehren; doch denken wir immer daran: Es geht um den Menschen, um Leben und Gesundheit. Und dabei kann ein wenig Wettbewerb, eine ernst zu nehmende Konkurrenz uns dem großen Ziel nur näherbringen.

K. H. S.

sichts einer Zahl von 19 Beschäftigten, die täglich in westdeutschen Betrieben ihr Leben lassen, und 36 Personen, die täglich auf der Straße durch einen Unfall zu Tode kommen, sprach sich Regierungsdirektor Latten für eine Verstärkung der Maßnahmen zur Unfallverhütung aus. Nach seinen Angaben ereigneten sich im Jahr 1955 allein im Bereich der gewerblichen Wirtschaft 1980000 Unfälle. In Viererreihen aufgestellt, ergäbe das eine Menschenkolonne von hier bis Hamburg, die drei Tage und Nächte brauchte, um an uns vorbeizumarschieren. Von diesen Unfällen verliefen 80000 so schwer, daß eine Rente gezahlt werden mußte; 5600 gingen tödlich aus. Nicht gerechnet ist hierbei das Maß an Leid, Kummer und Sorgen, das sich hinter den nackten Zahlen verbirgt. „Bei solchen erschreckenden Zahlen beginnen wir zu begreifen, daß Unfallverhütung mehr ist als eine Angelegenheit der wenigen Beteiligten. Diesen Zahlen darf sich niemand mehr verschließen, weder der Staat noch der Unternehmer, noch der einzelne. Jeder ist aus ethischen, moralischen und sittlichen Gründen zum Unfallschutz verpflichtet.“

Die Zahlen, die Regierungsdirektor Latten im weiteren Verlauf des Abends nannte, mußten jedem zu denken geben. Danach muß für jeden meldepflichtigen Unfall ein durchschnittlicher Arbeitsausfall von 20 Tagen angenommen werden. Das ergab im Jahr 1955 einen Ausfall von 316 Millionen Arbeitsstunden, was einer Jahresarbeitszeit von 132000 Arbeitskräften entspricht. 132000 Arbeitskräfte — das ist ungefähr der Bedarf, den die deutsche Wirtschaft an ausländischen Arbeitskräften angemeldet hat. An Gesamtkosten mußten für diese Unfälle 1955 rund 2,5 Milliarden DM aufgebracht werden. Mit diesem Betrag könnte eine Stadt in der Größe von Würzburg oder Koblenz nach modernsten Gesichtspunkten errichtet werden.

Diese Zahlen sprechen für sich. Kann nun in einer verstärkten Arbeitsschutzbestimmung das Allheilmittel gefunden werden? Eine Vielzahl von Gesetzen und Bestimmungen wird bekanntlich nicht immer gern gelesen, wenn diese Gesetze überhaupt bekannt sind. „Die Probleme des Arbeitsschutzes können erfolgversprechend nur als Gemeinschaftsaufgabe gelöst werden“, sagte Regierungsdirektor Latten. „Staat, Betrieb und jeder einzelne müssen sich dafür einsetzen. Von der inneren Einstellung vor allem der Betriebsleitung hängt es ab, inwieweit der Sicherheitsgedanke im Betrieb Fuß fassen kann. Ein jeder muß sich für seine eigene und seiner Mitarbeiter Sicherheit verantwortlich fühlen. Solange das nicht Allgemeingut ist, bleibt der Arbeitsschutz nur Stückwerk.“ —oy

Nach dem offiziellen Ende der Arbeitstagung ging die Diskussion an vielen Tischen weiter. Hauptgesprächsthema der Kollegen waren die in den Referaten genannten Unfallzahlen und allgemeine Probleme des Arbeitsschutzes. Auf unserem Bild sind es vier Kollegen von der Abteilung Verkehr, die interessiert den Ausführungen über Unfallschutz gefolgt waren. Es sind von links nach rechts: Oberbauspezialarbeiter Julius Scheffs, der auch als Unfallvertrauensmann seinen Dienst tut, Bahnmeister Hermann Ferdenhert und die Rotenmeister Peter Adams und Johann Fuhrmann.



Wie kann man Lohnsteuer sparen?

Über den Lohnsteuer-Jahresausgleich: Retten, was zu retten ist

Von verschiedenen Seiten wurde die Anregung an uns herangetragen, über die Möglichkeiten von Steuerersparnissen zu berichten. Wir meinen die Ersparnisse, die bei der Lohnsteuer durch Eintragung eines Freibetrages auf der Steuerkarte wegen erhöhter Werbungskosten, Sonderausgaben und außergewöhnlicher Belastungen zu erreichen ist. Wohl kaum einer, der nicht überlegt, welche Steuervorteile wahrgenommen werden können und was auf dem Wege über den Lohnsteuer-Jahresausgleich an Steuern gespart werden kann. Anträge auf Lohnsteuer-Jahresausgleich für das Jahr 1956 sind bis zum 30. 4. 57 beim zuständigen Finanzamt zu stellen. Es ist in der Werkzeitung schon mehrfach hierüber berichtet worden, so daß wir uns im wesentlichen mit den Änderungen zu beschäftigen brauchen,

die mit Beginn des neuen Jahres wirksam geworden sind. Im Ergebnis sollte jedoch angenommen werden, daß, wenn sich die Steuerklassen nicht grundsätzlich verschoben haben, 1957 eine Steuerentlastung mindestens im ganzen gesehen, besonders durch den Wegfall des Notopfers Berlin, eintritt. Doch muß bei allem Wohlwollen für das Bestreben des Steuergesetzgebers, vielen etwas recht zu machen, gesagt werden, daß das Steuerrecht so unübersichtlich geworden ist, daß es an dieser Stelle kaum für jeden Arbeitnehmer auch nur in Hinweisen dargestellt werden kann. Wenn demnach Zweifel bestehen, empfehlen wir immer wieder, sich beim Lohnbüro, bei der Gehaltsabrechnung oder beim zuständigen Finanzamt beraten zu lassen. Sich im Steuerrecht auszukennen, ist heute eine Spezialwissenschaft.

Leider hat die Gesetzgebungsarbeit des Bundes neben einigen Steuererleichterungen auch einige unliebsame Überraschungen gebracht. Doch davon später. Beginnen wir mit dem in letzter Zeit oft diskutierten Problem der Besteuerung in den Fällen, in denen Ehemann und Ehefrau Arbeitseinkommen haben. Grundsätzlich wird bei Ehegatten von 1957 an ein Betrag von jährlich 250,— DM vom Einkommen steuerfrei gelassen. Verdient nun eine Ehefrau mit, so fällt der genannte Freibetrag dadurch weg, daß ein entsprechender Zurechnungsvermerk auf der Lohnsteuerkarte gemacht wird. Diesen Zurechnungsvermerk bekommt die Lohnsteuerkarte des Ehemannes, und zwar von monatlich 20,80 DM. Das trifft auch für Verwitwete, Geschiedene und Ledige zu, wenn sie der Steuerklasse II oder III angehören. Durch die Anwendung der neuen Lohnsteuerabzugstabelle ergibt sich aber in keinem Falle eine Verschlechterung. — Überdies wurde der Freibetrag für das zweite Kind von bisher 720,— DM auf 1440,— DM erhöht. Bei Zuschlägen zum Arbeitslohn wurde die bisherige Jahresverdienstgrenze von 7200,— DM auf 9000,— DM erhöht.

Werbungskosten

Als besonders wichtig kann im Zuge der Erhöhung des Lebenshaltungsaufwandes die Erhöhung des Pauschsatzes für Werbungskosten angesehen werden. Die Pauschale beträgt ab 1. 1. 1957 für Werbungskosten 562,— DM jährlich (bisher 312,— DM) und für Sonderausgaben 624,— DM. Den Begriff „Werbungskosten“ haben wir in Ausgabe 3/54 ausführlich behandelt, so daß wir es uns hier ersparen können, näher darauf einzugehen. Dazu nur einige stichwortartige Erläuterungen. Als Werbungskosten kommen in Betracht:

- Laufende Beiträge für Gewerkschaften und Berufsverbände.
- Ausgaben für Fahrten zwischen Wohnung und Arbeitsstätte, soweit sie nicht vom Arbeitgeber ersetzt werden. Für motorisierte Arbeitnehmer gelten Pauschsätze, über die wir an anderer Stelle berichten.
- Aufwendungen für Arbeitsmittel, z. B. Werkzeuge, typische Berufskleidung, Fachliteratur und berufliche Fortbildung. Voraussetzung ist, daß über alle Ausgaben Rechnungen oder Kassenzettel (Belege) vorhanden sind.
- Doppelte Haushaltsführung aus beruflichen Gründen. Dazu sind drei Voraussetzungen erforderlich:
 1. eine Beschäftigung außerhalb des Ortes, wo der eigene Haushalt besteht und eine tägliche Heimkehr nicht zugemutet werden kann;
 2. die Unterhaltung eines eigenen Hausstandes, d. h. einer Wohnung mit eigener oder selbstbeschaffter Möbelausstattung;
 3. eine möblierte Unterkunft am Beschäftigungs-ort.

Sind die drei Voraussetzungen erfüllt, so ist ein doppelter Haushalt gegeben. Das gleiche gilt auch für einen Junggesellen, wenn er ganz oder überwiegend die Kosten für einen Haushalt trägt, den er gemeinsam mit Angehörigen führt.

Viele Jungverheiratete wohnen noch aus Gründen der Wohnungsnot an verschiedenen Orten getrennt. Das ist aber nicht gleichbedeutend mit einem doppelten Haushalt, denn solange beide keinen eigenen Hausstand haben, liegt kein doppelter Haushalt vor.

- Mehraufwendung für Verpflegung, wenn die beruflich bedingte Abwesenheit mehr als zwölf Stunden beträgt und hierfür keine besondere Vergütung gewährt wird. Wenn ein Arbeitnehmer mehr als zwölf Stunden von Hause abwesend ist, von der Haustür an gerechnet und wieder hierher zurück, kann er seine Mehrexpenses geltend machen. In der Regel werden vom Finanzamt 1,50 DM für 240 Arbeitstage gewährt. Diese Regelung ist auch für Ledige ohne eigenen Hausstand gültig.
- Darlehen zur Förderung des Wohnungsbaus gemäß § 7c EStG. Nunmehr haben Arbeitnehmer die Möglichkeit, Darlehen zur Förderung des Wohnungsbaus in bestimmtem Umfang (25 v. H.) als Werbungskosten im Jahr der Hingabe abzusetzen. Die Darlehen müssen zinslos sein und ferner eine Laufzeit von mindestens zehn Jahren haben. Diese Darlehen müssen nach dem 31. Dezember 1954 und vor dem 1. Januar 1959 gegeben worden sein und dürfen 7000 bzw. 10.000 DM für jede geförderte Wohnung nicht übersteigen.

Doch bedeutet die Erhöhung des Pauschsatzes auf 562,— DM in der Praxis, daß wohl in den meisten Fällen keine Anträge wegen erhöhter Werbungskosten mehr gestellt zu werden brauchen, wenn sich nicht außergewöhnliche Verhältnisse ergeben. Der Satz wird eigentlich nur noch überschritten, wenn ein doppelter Haushalt geführt oder Aufwendungen für Fahrten zwischen Wohnung und Arbeitsstätte gemacht werden müssen. Für solchen Fahraufwand ist ebenfalls eine Änderung eingetreten. Man hat einen besonderen Satz für Kleinkraftwagen eingeführt, so daß nunmehr folgende Beträge je Entfernungskilometer anerkannt werden:

Bei Benutzung eines

- Kraftwagens 0,50 DM
- Kleinkraftwagens 0,36 DM
- Motorrades oder Motorrollers 0,22 DM
- Fahrrades mit Hilfsmotor (Moped) 0,12 DM

Als Kleinkraftwagen gelten drei- oder vierräderige Kraftfahrzeuge mit einem Hubraum von nicht mehr als 500 ccm. Dadurch wird sich für nicht wenige Werksangehörige eine Verschlechterung ergeben, weil Kleinkraftwagen bisher als Kraftfahrzeuge schlechthin angesehen wurden und mit dem Kilometersatz von 0,50 DM verrechnet wurden. Eine Begrenzung für die Benutzung eines Motorfahrzeuges zur Arbeitsstätte gibt es nur nach oben, und zwar können höchstens 40 km berücksichtigt werden. Die Pauschsätze für den motorisierten Arbeitsweg sind Tagessätze. Das bedeutet, daß Heimfahrten zum Mittagessen steuerlich nicht anerkannt werden. Ebenso werden Sonntage, Feiertage und Urlaubstage in Abrechnung gebracht. Der Arbeitnehmer ist verpflichtet, unverzüglich die Berichtigung seiner Lohnsteuerkarte zu beantragen, wenn die Voraussetzungen für einen ihm

gewährten Steuerfreibetrag für die Benutzung seines Kraftfahrzeuges zu Fahrten von und zur Arbeitsstelle nicht mehr zutreffen.

Sonderausgaben

Bei den Sonderausgaben sind die Pauschsätze für die begrenzt abzugsfähigen Ausgaben schon durch das Reformgesetz von 1956 verbessert worden. Die Sätze wurden von 800,— DM für den Steuerpflichtigen und seine Ehefrau auf 1000,— DM heraufgesetzt. Überdies wirkt sich die Erhöhung auch für Arbeitnehmer, die das 50. Lebensjahr vollendet haben, durch die Verdoppelung der Sätze aus. Außerdem wurde, wie wir schon ausführlich in Ausgabe 19/56 berichteten, durch besondere Erhöhung der Pauschsätze für steuerbegünstigtes Sparen sowie für Versicherungs- und Bausparkassenbeiträge ein wichtiger Anreiz für steuerbegünstigte Kapitalansammlungsverträge geschaffen.

Unter „Sonderausgaben“, wenn sie 624,— DM übersteigen, fallen:

- Beiträge zur Krankenkasse, zur Erwerbslosen-, Invaliden- und Angestelltenversicherung, zur Versorgungsanstalt des Bundes und der Länder,
- freiwillige Übersversicherung,
- Unfall- und Haftpflichtversicherung,
- Lebensversicherung, Witwen- und Waisen-Versorgungskassen,
- Sterbekassen,
- Bausparkassen,
- Aufwendungen für Anteile an Genossenschaften,
- Sparverträge,
- Kapitalansammlungsverträge.

Aufwendungen der vorstehend bezeichneten Art werden jedoch nur im Rahmen bestimmter Höchstbeträge anerkannt. Zusätzlich anrechnungsfähig sind darüber hinaus ferner: Schuldzinsen, Leibrenten, Kirchensteuer, Vermögenssteuer, Vermögensabgabe (zum Teil), Spenden (mildtätig, kirchl., religiöse, wissenschaftl., staatspol. Zwecke) in beschränkter Höhe.

Außergewöhnliche Belastungen

Hierzu zählen und werden als Freibeträge auf der Lohnsteuerkarte vermerkt:

- Krankheit, Tod, Aussteuerbeschaffung. (Zu beachten ist hierbei, daß die Aufwendungen sich nur soweit als Freibetrag auswirken, als sie die zumutbare Eigenbelastung — das sind je nach Einkommen und Familienstand 2 bis 7 v. H. des Einkommens — übersteigen.)
- Unterstützung von bedürftigen Angehörigen.
- Aufwendungen für die auswärtige Unterbringung von in Berufsausbildung befindlichen unterhaltenen Personen.
- Beschäftigung einer Haushilfin. 60,— DM können dafür monatlich anerkannt werden, wenn beide Elternteile erwerbstätig sind oder ein Elternteil vorhanden ist (und dieser erwerbstätig ist) und zwei Kinder unter 18 Jahren zum Haushalt des Steuerpflichtigen gehören.
- Kriegsbeschädigung, Spätheimkehrer, Sowjetzonenflüchtlinge.
- Altersfreibetrag (über 70 Jahre). S.

Der Verfasser des nachstehenden Beitrags ist der heute 51jährige Direktor der Evangelischen Akademie Bad Boll, Professor D. Dr. Eberhard Müller. Der gebürtige Schwabe ist Vater von 10 Kindern und steht seit Jahrzehnten in der praktischen Sozialarbeit; als Philosoph und Theologe beschäftigt er sich insbesondere mit den Problemen der

Neuordnung unserer industriellen Gesellschaft. Er gilt als Kenner der Sorgen unseres Alltags und sucht in Nüchternheit und Klarheit nach neuen Wegen in eine gemeinsame Zukunft. Die auf dieser Seite wiedergegebenen Ausführungen sind einem Referat entnommen, das Professor D. Dr. Müller kürzlich vor Unternehmern hielt.

Die Freiheit - eine Tochter der Liebe

Nach einem Dichterwort ist der größte Märtyrer in der Welt die menschliche Sprache. Ich glaube auch bestimmt zu wissen, daß von allen Worten der deutschen Sprache die Worte „Freiheit“ und „Liebe“ am meisten mißbraucht, mißhandelt, umgedeutet und ins Gegenteil verkehrt werden. Darum möchte ich versuchen, diesen beiden Worten wieder zu ihren ehrlichen Namen zu verhelfen. Ich meine, es sähe in der Welt um vieles besser aus, wenn Eltern und Kinder, Staatsmänner und Staatsbürger, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Lehrer und Schüler und überhaupt alle Menschen, die dienstlich oder privat mit anderen Menschen zu tun haben, sich allezeit vor Augen hielten, daß die Freiheit eine Tochter der Liebe ist.

+

Seit einigen Jahren habe ich Gelegenheit, dieses Thema in meiner Familie zu studieren. Ich habe nämlich eine ganze Anzahl Kinder, von denen die ältesten gerade in dem Alter sind, in dem die Menschenvögel flügge werden. In diesem Lebensstadium ist es für einen väterlichen Patriarchen nicht ganz ungefährlich, ein Loblied auf die Freiheit zu singen; denn wenn die jungen Dinger lesen, was ihr „alter Herr“ über die Freiheit schreibt, sind sie imstande, es ihm vorzuhalten, wenn sie abends ausgehen wollen oder gar einen eigenen Hausschlüssel verlangen. Es wäre peinlich, wenn sie dann sagen könnten: „Uns scheint, du machst es so ähnlich wie Herr Chruschtschow; er entstalinisierte im ersten Monat den Begriff der Freiheit und ließ im nächsten — als seine Worte von einigen Satelliten fatalerweise ernst genommen wurden — seine Divisionen in Ungarn einmarschieren.“ In der Tat, hier haben Väter und Regenten gemeinsame Sorgen: Wie kann man Freiheit gewährleisten, ohne daß es gefährlich wird?

+

Vor einem Jahr, als die ersten ernsthaften Demokratisierungsversuche in Rußland gemacht wurden, las ich in einem geistvollen Zeitungsartikel die Bemerkung, die russische Regierung mache hier eines der interessantesten und gefährlichsten Experimente der Geschichte; denn bisher sei es noch nie gelungen, ein tyrannisches Regiment allmählich in ein freiheitliches umzuwandeln. Die Erfahrung der Geschichte lehre, daß der Abbau des Gewaltregiments stets bewirke, daß der gesamte Groll der Unterdrückten

sich in einer Revolution entlade, sobald der Druck von oben gelockert werde. Die östlichen Erfahrungen der letzten Monate haben dieser Beobachtung der Geschichtswissenschaftler recht gegeben. Die Aufstände in Ungarn und Polen sind der Beweis dafür. Es wäre aber ein Irrtum zu meinen, derlei Erfahrungen mache man nur in der Politik. Im Familienleben ist es nicht viel anders. Man kann nicht 15 Jahre lang Haustyran spielen und dann plötzlich, wenn die väterliche Autorität unter den heranwachsenden Kindern fraglich zu werden beginnt, zu einer gutmütigen Hausdemokratie übergehen, bei der die Hausbewohner ihr Oberhaupt freiwillig anerkennen und sich gutwillig in die Spielregeln des Zusammenlebens einordnen. Wer als Haustyran anfängt, muß, wenn er nicht frühzeitig in sich geht, seine Rolle zu Ende spielen, bis es ihm entweder gelungen ist, seinen Familienangehörigen endgültig den Willen zu brechen oder umgekehrt diese so weit sind, daß sie den „Alten“ in seinem eigenen Haus nicht mehr ernst nehmen. Von Freiheit kann allerdings dann in keinem der beiden Fälle gesprochen werden, obwohl die Menschen es sich wechselseitig einbilden, ihr Ideal der Freiheit gehe dann in Erfüllung, wenn sie sich von den anderen, also von ihren Eltern, ihren Kindern, ihren Mitarbeitern, ihren Vorgesetzten, ihren Staatsvätern oder von ihren Regenten nichts mehr sagen lassen müssen.

Es liegt eine tiefe Tragik über dem Freiheitswillen der Menschen und der Völker. Fast scheint es so, als ob die Menschen nur so lange etwas von Freiheit verstehen, als sie selbst keine besitzen. Sobald sich Menschen ihre Freiheit erkämpft haben, benutzen sie dieselbe dazu, sie den anderen zu nehmen. Zwar wollten viele ganz gern nach dem Grundsatz handeln: Leben und leben lassen. Aber es ist meist sehr viel leichter einzusehen, was man selber zum Leben braucht, als was andere nötig zu haben meinen. So sagen die Alten zu den Jungen: „Das hätte ich mir meinem Vater gegenüber nicht herausnehmen dürfen, was Du Dir erlaubst.“ Und die Jungen sagen ganz einfach: „Du bist schon 40 Jahre alt, der Krieg ist vorüber!“ Wenn die Jungen dann selber vierzig geworden sind, denken sie, wie ihre Väter gedacht haben, und meistens ist es so: Je ungebärdiger sie als Jungen waren, um so intoleranter sind sie, wenn sie alt sind.

In der westdeutschen Montanwirtschaft ist bekanntlich das Mitbestimmungsrecht eingeführt. Die Arbeitsdirektoren vieler großer Firmen der Kohle- und Stahlindustrie werden hier weithin aus den Reihen der Arbeiterschaft gestellt. Es sind alte, erfahrene und bewährte Gewerkschaftler. Viele von ihnen haben sich hervorragend in ihre neue Aufgabe eingearbeitet und haben sich unter den Vorstandsmitgliedern ihrer Werke durchgesetzt. Die Welt sieht aber etwas anders aus, wenn man sie aus der Perspektive des Chefs betrachtet. Daß viele dieser Männer sich trotzdem die Sympathie ihrer einstigen Arbeitskollegen bewahrt haben, ist zweifellos eine ganz bedeutende menschliche Leistung. Sie soll vor allem bei denen zu verzeichnen sein, die schon vorher mit „der anderen Seite“ leidlich ausgekommen sind. Das nimmt niemand wunder, der die Welt kennt.

+

Bei denen, die in den letzten Jahren den umgekehrten Weg, nämlich den Weg von oben nach unten geführt wurden, ist die Sache ähnlich. Die großen politischen und wirtschaftlichen Veränderungen der letzten Jahrzehnte haben viele, die lange Zeit Herren im eigenen Betrieb waren, plötzlich in die Funktion von Arbeitnehmern versetzt und ihnen zuweilen eine sehr bescheidene Existenz zugewiesen. Bei denen, die sich dabei gar nicht in die neuen Verhältnisse schicken konnten und die sich am bittersten über ihre Vorgesetzten beklagten, liegt der Verdacht nahe, daß früher ihre Klagen in der umgekehrten Richtung laut wurden.

Das alles hängt mit dem Freiheitswillen der Menschen zusammen. Es gibt nämlich nur dort wirkliche Freiheit, wo der Freie es gelernt hat, sich selbst zu binden und in Grenzen zu halten. Nur derjenige versteht etwas von wahrer Freiheit, der bereit ist, den anderen ständig einen Teil seiner eigenen Freiheit zu opfern. Darum ist die Freiheit eine Tochter der Liebe; denn es gibt keine Freiheit ohne Opfer, und die Bereitschaft zum Opfer ist ein Zeichen wahrer Liebe.

+

Das Geheimnis eines glücklichen Familienlebens beruht schon auf diesem Gesetz. Vater und Mutter müssen von Beginn ihres Ehestandes durch ständige kleine Opfer an Freiheit, die sie füreinander und gemeinsam für ihre Kinder bringen, den Samen der Liebe säen, wenn sie später mit ihren erwachsenen Kindern ohne Zwang und gewaltsame Auseinandersetzungen

ein friedliches Sich-Schicken in die gemeinsame Ordnung der Familie erleben wollen.

Freilich gibt es auch viele Eltern, die sich von früh bis spät zu Tode rackern, damit ihre Kinder es einmal besser haben sollen; trotzdem müssen sie es in ihrem Alter erleben, daß sie von ihren undankbaren Kindern terrorisiert werden. Diese Tatsache bringt uns auf einen neuen Gedanken: Das Opfer allein begründet die Freiheit nicht. Die Freiheit ist wirklich eine Tochter der Liebe. Liebe ist immer etwas Zweiseitiges, ein gegenseitiges und freiwilliges Geben und Nehmen. Liebe kann und darf nicht darauf verzichten, daß der andere auf die für ihn gebrachten Opfer mit eigenem Einsatz und wirklicher Liebe antwortet. Es gibt viele Eltern, die den Fehler machen, daß sie ihren Kindern immer alles in der Schürze nachtragen, ohne sie von frühester Kindheit an in Güte und Bestimmtheit auf die kleinen und immer größer werdenden Pflichten hinzuweisen, die sie selbst zu erfüllen haben. Es ist natürlich bequemer, wenn man die Dinge selber macht. Wer aber auf die Dauer eine Hilfe haben will, muß sich Helfer heranziehen. Man muß nicht nur für andere etwas tun, sondern diese auch mit Güte und Festigkeit dafür gewinnen, daß sie sich selber engagieren. Wer es versäumt, das rechtzeitig zu tun und dafür rechtzeitig zu sorgen, wird in der Verbitterung enden. Denn die Menschen werden frech und anspruchsvoll, halten alle empfangenen Leistungen für selbstverständlich und vergessen dabei, was sie selber als Antwort auf die Leistung des anderen schuldig sind.

+

Wir stehen damit am Kernpunkt aller Gesellschaftsprobleme der Gegenwart. In diesem gegenseitigen Geben und Nehmen ist das Geheimnis der Freiheit beschlossen, das wir alle erstreben und das in der engen Verflochtenheit der menschlichen Zusammenarbeit im industriellen Zeitalter so schwer zu erreichen ist. Wo jeder nur an sich selbst denkt, zerrt immer der eine am anderen. Wo aber jeder zuerst daran denkt, was er zum Ganzen und für jeden einzelnen Mitmenschen beizutragen hat, werden alle miteinander verbunden, ohne daß jeder einen Strick um den Hals hat. Wir sollten einen Augenblick darüber nachdenken, was das für unser ganzes Sozialgefüge, für unsere tägliche Zusammenarbeit im Betrieb und für all die sonstigen menschlichen Beziehungen bedeutet, in denen wir täglich leben.

Ein besonders trübes Kapitel ist heute auch bei uns das Zusammenleben der verschiedensten Interessengruppen. Wir haben alle an irgendeiner Interessengruppe Anteil, ob wir Arbeiter, Angestellte und Unternehmer sind oder irgendeiner anderen Personengruppe angehören. In diesen Interessengruppen wirken innere Gesetze, die sie auseinandertreiben. Wir sind zwar alle mehr oder weniger davon durchdrungen, daß der Egoismus und die Unkameradschaftlichkeit etwas Böses sind. Um so unbekümmerter nehmen wir aber an den Früchten eines Gruppenegoismus teil, der nicht viel davon wissen will, wo die anderen Gruppen der Schuh drückt. Betrachten wir nur unsere Einstellung zu den von uns gewählten Volksvertretern, Betriebsräten oder sonstigen Funktionären; sie sind für uns da, daß sie möglichst viel für uns herausholen.

+

Wehe, wenn sie uns einmal auf die berechtigten Interessen anderer Gruppen hinweisen oder gar die Glieder ihrer eigenen Gruppe kritisieren würden. Sie würden sofort die Antwort bekommen: Wir haben euch nicht gewählt, um Moralbelehren zu empfangen, sondern dafür, daß ihr unsere Interessen vertrittet und unseren Geldbeutel füllt. Moderne Soziologen haben deswegen gesagt: Die Funktionäre der modernen Interessengruppenorganisationen sind der Sündenbock, den der moderne Mensch dafür anstellt, daß dieser für ihn sündigt. Er selbst kann dann um so besser mit dem, was der andere für ihn herausholt, den feinen Mann und den guten Kameraden spielen. Das ist — wohl gemerkt — ein Gesetz, das man bei allen Interessengruppen nachweisen kann, ob es sich um Interessengruppen der Unternehmer oder der Arbeiter, der Landwirtschaft, des Handwerks oder der Beamtenschaft handelt. Der Gruppenegoismus ist heute nahezu genauso heilig wie früher der nationale Egoismus einzelner Staaten.

Die Tatsache, daß dieser Gruppenegoismus im alten Weimarer Staat überhandnahm, war die Ursache dafür, daß ein großer Teil unseres Volkes damals zu der Überzeugung kam, es könne nur noch ein starker Mann die verschiedenen Interessengruppen zur Raison und zur Zusammenarbeit bringen. Es wird in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts genauso gehen, wenn innerhalb dieser Interessengruppen diejenigen den größten Beifall ernten werden, die die größten Scharfmacher sind. Wenn die einzelnen Interessengruppen unseres Volkes nicht bei der Vertretung ihrer Interessen immer mit einem Auge auf die Interessen der Gesamtwirtschaft und auch auf die berechtigten Anliegen ihrer Gegenspieler blicken, ist auf die Dauer die freiheitliche Demokratie nicht zu erhalten.

+

Sicher sind die Interessengruppen nötig. Sie sollen sich gegenseitig daran erinnern, daß das menschliche Zusammenleben auf gerechter Leistung und Gegenleistung beruht. Das Gesetz: „Liebe deinen Nächsten“ gilt nicht nur von einzelnen Personen, sondern auch von benachbarten Interessengruppen. Es ist keine Sentimentalität, wenn wir das aussprechen, sondern eine sehr ernste Wirklichkeit. Wir haben es in unserem Volk noch nicht gelernt, daß man die Tugenden des brüderlichen Zusammenlebens auch auf den Verkehr der in organisierte Gruppen zusammengefaßten Menschenmassen übertragen muß.

Das darf nicht nur Sache der Funktionäre bleiben. Kein Funktionär, der ein verantwortliches, gesamtwirtschaftliches Denken vertritt, kann sich an seinem Posten halten, wenn die Mitglieder, die er vertritt, sich für die Probleme der Gesamtwirtschaft gar nicht interessieren und nichts anderes als eine begehrlige Masse sind. Begehrlige Masse gibt es aber keineswegs nur unter den Arbeitern, sondern in allen Gesellschaftsgruppen.

Diejenigen, die jedoch heute noch den Klassenkampf von unten nach oben, den Gruppenegoismus von rechts und von links für der Weisheit letzten Schluß halten, sind in Wirklichkeit Reaktionäre, die im vorigen Jahrhundert steckengeblieben sind. Damals hat man die Lebensgesetze der industriellen Welt noch nicht voll begriffen. Heute wissen wir, daß die Bereitschaft zum gütlichen Ineinanderschicken die Voraussetzung dafür ist, daß wir uns nicht im Faustrecht oder in hoffnungslosen Verkehrsstockungen festfahren.

Unsere Jungen haben das meistens besser begriffen als wir Alten. Das kann man beobachten bei der Elite der jungen Arbeiterschaft und der Unternehmerschaft und vielen anderen Interessengruppen. Die meisten von Ihnen sind der starken Worte müde, weil sie ahnen, daß diese von gestern kommen. Derlei Beobachtungen berechtigen uns zu mancherlei Hoffnungen. Die Hoffnungen wären noch begründeter, wenn die Jungen nicht meistens die Zuschauerrolle einnehmen würden.

+

Wir sollten uns aber bei alldem keinen Täuschungen hingeben. Auch das Hinschwinden alter Vorurteile und ein Wachstum an Vernunft vermögen allein die Probleme noch nicht zu lösen, von denen die Welt innerlich zerrissen ist. Der gute Wille allein tut es auch nicht. Der gute Wille pflegt meistens sehr schnell zu erlahmen, wenn er glaubt, daß ihm der Erfolg versagt ist, oder wenn die Gegenseite scheinbar diesen guten Willen vermissen läßt. Die tiefsten Gräben der Entfremdung, die zwischen Menschen und Menschengruppen bestehen, werden dadurch nicht überwunden. Hier bedarf es nicht nur einer anständigen Moral: Hier ist ein Glaube nötig. Der Glaube, der auch dort nicht müde wird, wo kein unmittelbarer Erfolg winkt. Ich muß das ganz schlicht christlich sagen: Es ist der Glaube an den Segen und an die Liebe Gottes, der auch dort noch zum Opfer bereit macht, wo von Menschen kein Dank zu erwarten ist.

+

Natürlich können wir gerade in unserer heutigen Industriegesellschaft niemals die gesetzlichen Ordnungen und ein gehöriges Maß Zwang entbehren. Man soll die Freiwilligkeit und Liebe niemals über die Maßen in Anspruch nehmen, sonst sind tatsächlich die Anständigen die Dummen. Gute Ordnungen und ein dazugehöriger Zwang sind wie die Stützen, die den jungen Bäumen Halt geben. Die Kraft ihres Wachstums saugen die Bäume aber aus dem Erdreich, in das sie gepflanzt sind. Das gilt auch von dem Baum der Freiheit. Er kann gedeihen, wenn er seine Wurzeln immer breiter in das Erdreich einer opferbereiten Güte von ungezählten Menschen ausstrecken kann. Hier geht es nicht darum, was einer im Kopf, sondern was einer im Herzen hat. Die wahren Glocken der Freiheit für die Welt schlagen in den Herzen derer, die frei wurden von sich selbst.

Kein Ruhmesblatt

In Ausgabe 1/57 veröffentlichten Sie unter der Überschrift „Kein Ruhmesblatt“ das Ergebnis der auf der Hütte durchgeführten Spendenaktion zugunsten Ungarns und Ägyptens. 7597,- DM kamen zusammen, was im Durchschnitt für die 11935 Oberhausener Belegschaftsangehörigen pro Kopf einen Spendenbetrag von 64 Pfennigen entspricht. Dabei sagen Sie, daß der Hochofenbetrieb mit 71 Pfennigen noch am besten abgeschnitten haben soll. Ich nehme an, daß Ihnen hierbei ein Irrtum unterlaufen ist, denn soweit ich orientiert bin, müßte der durchschnittliche Spendenbetrag der Angestelltenschaft weitaus über dem liegen. Da das Ergebnis der Sammlung außerdem in einer Oberhausener Tageszeitung abgedruckt wurde, wäre ich — vorausgesetzt, daß meine Einwände zu Recht bestehen sollten — im Interesse vieler Kollegen für eine Berichtigung dankbar.

Clemens Haas,
Betriebsabrechnung

Anm. d. Red.: Der Einsender ist richtig informiert. Wir haben in unserer Aufstellung die Angestellten nicht besonders ausgewiesen. Und zwar spendeten die 1279 Angestellten insgesamt die Summe von 2681,- DM, was im Durchschnitt einen Spendenbetrag von 2,08 DM ausmacht.

Unfälle

Wir haben uns gefreut über die Veröffentlichung des Bildes in Ausgabe 1/57; gleichzeitig sind wir stolz darauf, daß anerkennend erwähnt wird, daß in unserem Meisterbereich (Meister Mütter) die Unfälle während des vergangenen Jahres von 14 auf 4 gesenkt werden konnten. Nun möchten wir dazu noch bemerken, daß unsere Meistergruppe im Jahre 1956 eigentlich ganz ohne Unfall dagedanden hätte, denn die angegebenen vier Unfälle sind auf Kollegen zurückzuführen, die innerbetrieblich umbesetzt wurden. Sicherlich können Sie dies den Lesern der Werkzeitung einmal bekanntgeben.

Heinrich Pulger,
Martinwerk II

Anm. d. Red.: Die Bemerkung des Kollegen Pulger deckt sich mit unseren Erfahrungen. In seinem Referat auf der Arbeitstagung der Betriebsleiter und Unfallvertrauensleute, über das wir an anderer Stelle dieser Ausgabe berichten, gab Sicherheitsingenieur Powischill an, daß 30 Prozent aller im Werk registrierten Unfälle auf neu eingestellte oder umbesetzte Belegschaftsmitglieder zurückzuführen sind. Diese Tatsache gibt uns einen genauen Anhaltspunkt, zeigt sie uns doch, wo wir ansetzen, um die Unfallziffer noch weiter senken zu lassen. Den Neueingestellten und Umbesetzten sollte also unsere Umsicht besonders gelten.

Lärm

Kürzlich hatte ich einen wunderschönen Traum: Ich befand mich auf dem Wege zur Arbeit. Schon in unmittelbarer Nähe des Hüttenwerks empfing mich eine wohlthuende Ruhe. Selbst als ich meinen Kran besetzte, blieb es unverändert ruhig. Immer wieder ging es mir durch den Kopf, daß früher hier gräßliche Sirenen zu jeder passenden und unpassenden Zeit unsere Nerven strapazierten,

ganz zu schweigen von den Dieselloks, die sich fast gegenseitig mit ihren Heulkanonaden Konkurrenz machten. Die Öfen wurden nicht mehr beim Abstich abgeschlossen, sondern — ein Verbesserungsvorschlag hatte das „Ei des Columbus“ erbracht — geräuschlos abgestochen. Die fürchterlichen Warningsirenen wanderten auf

Berichtigung

Wir werden von einem Oberhausener Heimat-Geschichtsforscher darauf aufmerksam gemacht, daß in Nr. 11 unserer Werkzeitung aus dem Vorjahre in dem heimatgeschichtlichen Aufsatz aus der Reihe „Wie Oberhausen entstand“ ein Datum falsch angegeben sei. In dem Aufsatz „Ein wilder Kerl, dieser Isenburg“ war gesagt worden, die Sterkrader St.-Clemens-Kirche sei im Jahre 957 von Erzbischof Bruno von Köln geweiht worden. In Wirklichkeit handelt es sich hier um die Kirche St. Clemens in Werden. — Das in unserem Artikel für St. Clemens Sterkrade genannte Datum stützte sich auf Darlegungen des verstorbenen Sterkrader Heimat-Geschichtsforschers Oberstudiendirektor Robertz.

den Schrottplatz. An Stelle der Luftsirenen, die an Lautstärke wirklich nicht mehr zu überbieten sind und jeweils Schlosser oder Elektriker zur Beseitigung einer Störung heranzurufen, benutzte man das Telefon. Alles in allem: die Lärm- und Schallbekämpfung feierte Triumphe. — Da zerriß plötzlich das Läutwerk meines Weckers die Stille, und ich mußte aufstehen. Um ein Haar hätte ich das ruhestörende Monstrum gegen die Wand gepfeffert. Aber dann habe ich gedacht, eines Tages kehrt sich alles zum Guten und aus Träumen wird Wirklichkeit. Hoffen wir das Beste, lieber Leser...

Heinz Kersting,
Martinwerk II

Anm. d. Red.: Wir können Leser Kersting nur beipflichten: Hoffen wir das Beste... Aber man darf dabei nicht vergessen, daß auch Rom nicht an einem Tage gebaut wurde.

Vorschlags-Prämien

Prämien für Mitarbeit am Vorschlagswesen wurden folgenden Kollegen zugesprochen:

Wilhelm Baumeister, Block- und Profilwalzwerke; Eduard Benfer, Maschinenbetrieb Hochöfen; Heinrich Dieckmann, Werk Gelsenkirchen; Gustav Ehlenbröcker, Werk Gelsenkirchen; Gustav Entrop, Elektrischer Betrieb Stahl- und Walzwerke; Karl Feldhaus, Werk Gelsenkirchen; Otto Fries, Versuchsanstalt; Bernhard Joostema, Block- und Profilwalzwerke; Wilhelm Koch, Werk Gelsenkirchen; Willi Krevet, Block- und Profilwalzwerke; Alois Polczyk, Walzwerke Zuricherei; Johann Radke, Blechwalzwerke Zuricherei; Josef Rambo, Versuchsanstalt; Franz Schmidtke, Maschinenbetrieb Stahl- und Walzwerke; Heinz Schwarz, Werk Gelsenkirchen; Emil Winke, Baubetrieb Hochöfen.

Für prämierte Verbesserungsvorschläge wurden im Monat Januar 1957 insgesamt 1365,- DM Prämien ausbezahlt.



Wilhelm Jansen, Abteilung Verkehr: „Antiker Torbogen.“ Perutz 18, 1/100 sec., Blende 8.

Bildlich gesehen...

Heute veröffentlichen wir fünf weitere Bilder, die zu unserem Fotowettbewerb eingereicht wurden. Wir verraten es gern, daß es uns nicht leicht fiel, aus der großen Anzahl der Bilder von zumeist hoher Qualität eine Auswahl zu treffen. Wenn wir schließlich doch 20 ausgesucht haben, so dürfen wir versichern, daß es nach eingehendster Betrachtung und sorgfältigstem Vergleich aller eingesandten Bilder geschah. Wegen der Fülle der Fotos war es uns leider nicht möglich, jedem Teilnehmer an unserem Fotowettbewerb in einem persönlichen Schreiben für seine Mühe zu danken. Wir bitten unsere Fotofreunde hierfür um Verständnis. Jeder, dessen Foto hier veröffentlicht wurde, kann sich in der Pressestelle seinen Buchpreis abholen.



Günter Laurat, Hochofenbetrieb: „Abend am Gardasee.“ Regula, Adox KB 17, 1/10 sec., Blende 4.

Willi Dinkheller, Abteilung Revision und Organisation: „Septembertag in den Zillertaler Alpen.“ Retina 1a, Adox KB 17, 1/50 sec., Blende 8.



Josef Voßkübler, Hochofenbetrieb: „Schwan in der Gruga.“ Voigtländer Vitessa, Agfa-Isopan 17/10, 50 sec., Blende 8.



Hans-Jürgen Niederhoff, Zurichterei Neu-Oberhausen: „Wurzelsepp.“ Rolleiflex, Adox KB 17, 1/100 sec., Blende 8.

